

## KLASSIKOLUMNE

Der erste Klang fährt dem Hörer kreischend und bedrohlich in die Ohren. Aber, das ist kein Stück von Stockhausen, Boulez oder Lachenmann, es ist 200 Jahre älter und stammt von **Jean-Féry Rebel**, einem Barockkomponisten am französischen Königshof. Rebel hat dabei ganz einfach sechs Terzen, also völlig konsonante Bausteine, übereinandergestapelt und so einen absolut dissonanten Megasound erhalten. Dieser Klang ist ideal, um das Chaos zu zeichnen, und so heißt denn auch der erste Satz von Rebels Orchestersuite „**Les Éléments**“. Zwar walzt Rebel seine Klangerfindung breit aus, danach aber ist wieder Barock wie gehabt angesagt – Großmeister **Jordi Savall** hat dieses Stück jetzt zusammen mit Gewittermusikern von Locke, Vivaldi, Telemann, Marais und Rameau für seine Plattenfirma Alia Vox aufgenommen.

Ist das Neue, das Rebel mit seinem Chaosklang vorführt, nun eine Angelegenheit der Jugend oder des Alters? Rebel war jedenfalls über 70 Jahre alt, als er sich dieses Wagnis traute. Andere sind schon jünger frecher. So die in Toronto geborene Gitarristin **Laura Young**, die seit zwei Jahren am Mozarteum in Salzburg unterrichtet. Für ihre neueste Platte hat sie einen Komponisten gewählt, der vor 100 Jahren gestorben ist, absolut nichts für die Gitarre komponiert hat und dessen Stücke auch nie den Eindruck erweckt haben, dass sie für die Gitarre geeignet sein könnten. Die Rede ist von **Max Regner**, dessen Musik von Interpreten gern spätromantisch dick aufgemotzt wird. Laura Young hat bei Gramola jetzt zum 100-Jahr-Jubiläum am 11. Mai eine ganze Platte mit Regers Nicht-Gitarren-Musik vorgelegt, bei der man in keinem Moment das Gefühl hat, dass die Musik nicht für Gitarre geschrieben wurde. Es handelt sich um eine Auswahl aus Stücken für Violine oder Cello solo. Ja mehr noch: Laura Youngs Reger ist eindeutig ein Südländer, der mit romantischer Emphase Sonnenunter- und Mondaufgänge am Mittelmeer beschwört. Selbst die Fugen klingen hier von Zephir und Pinienduft.

Eine ähnlich überraschende Paarung haben sich auch die Geigerin **Patricia Kopatchinskaja** und der Dirigent **Teodor Currentzis** ausgedacht, beide lieben es, gängige Erwartungshaltungen zu unterlaufen. Bei Sony feiern sie Hochzeit, das Booklet zeigt die beiden als in Tracht verkleidete Protagonisten einer altrussischen Bauerhochzeit. Das wahre Hochzeitspaar aber ist das Paar **Tschaikowsky & Strawinsky**, die herben „Nozze“ („Hochzeit“) des Letztgenannten werden hier mit dem Geigenkonzert des Anderen verknüpft. Dabei fährt nun vor allem die herbe und klar konturierte Gangart des Jüngeren auf das Geigenkonzert ab, das hier von allen Schmalzschlacken, aber auch vom ehernen Zugriff früheren Sowjetmusikern befreit aufatmet.

Unter den älteren Geigern war der 1922 geborene **Ivry Gitlis** sicher der Gerigste auf Neues. Allerdings lässt sich das an Hand seiner Diskografie kaum nachvollziehen, kennt sie doch fast nur die üblichen Repertoirestücke. Jetzt hat der SWR für das Doppelalbum „Ivry Gitlis. Concertos. Recital. 1962-1986“ aus seinen Klangarchiven eine Rarität herausgekramt, die Gitlis als brillanten Überzeugungstäter in Sachen moderner Musik beweist und zudem ein grandioses Plädoyer für den stets unterschätzten Komponisten **Roman Haubenstock-Ramati** ist. Dessen „*Séquences*“ für Geige und Orchester ist eine romantische Traumfahrt durch eine in magischen Farben leuchtende Unterwasserlandschaft, in der nichts vertraut ist – aber immer so wirkt.

Die Sologitarrenmusik von **Heitor Villa-Lobos** liegt in unzähligen Aufnahmen vor. Aber **Mickael Viegas** überrascht mit den Etüden, Präludien, der Suite und dem Choro, Stücke, die hier oft völlig anders klingen als bei all seinen Kollegen. Denn Mickael Viegas ist nicht nur ein brillanter Virtuose, sondern auch ein Klangbastler, der mit Hilfe der Tontechnik völlig ungewohnte Visionen dieser Stücke kreiert. Einmal klingt die Gitarre plötzlich wie eine Riesenharfe, dann wieder verblüffend nachklängeffekte, wie sie sonst nur auf dem Klavier möglich sind. Viegas verspricht den „Prospect of a Future Guitar“, was im Booklet dieses bei Pararty erschienen Albums nur sehr kryptisch erklärt wird. Die Website des Gitarristen

(http://www.mickaelviegas.com) aber ist Dank eines brillanten Films da sehr viel faszinierender ...  
**REINHARD J. BREMBECK**

Die gegenwärtige Debatte über die Flüchtlinge folgt einer dramatisierenden Dialektik, die aus der Feder eines Theaterautors stammen könnte. Die Flüchtlingskrise, die aus historischer Sicht gar nicht so krisenhaft oder außergewöhnlich ist, spaltet seit einem Jahr die Gesellschaft und Politik in Deutschland und Europa. Daher bedarf es der dialektischen Aufhebung dieser Spaltung und diese liegt im Begriff der Integration. Würde man eine Meinungsumfrage erstellen, was die Deutschen, die Österreicher oder andere europäische Nationen von der Integration halten, würde man vermutlich sehr hohe Zustimmungswerte erhalten. Sogar AfD- oder FPÖ-Wähler würden wohl antworten, dass sie eine (normativ verstandene) Integration irgendwie gut und wichtig finden.

Weil diese Aufgabe so wichtig ist, hat sie jüngst der Gesetzgeber in die Hand genommen. Das Bundesinnenministerium hat jetzt die ersten Eckpunkte für ein Integrationsgesetz veröffentlicht, offenkundig in der Erwartung, dass man Integration gesetzlich verordnen oder jedenfalls regulieren kann. In eine ähnliche Richtung geht die „Integrationspflicht“, die jüngst von der deutschen Wirtschaft und diversen Politikern gefordert wurde. Aber was bedeutet eigentlich Integration?

Sie ist ein zwei- oder mehrseitiger Prozess, keine einseitige Anpassung einer Minderheit an die Mehrheit wie bei einer Assimilation. Auf dieser Einsicht gründet die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Integration, die auf den französischen Soziologen Emile Durkheim zurückgeht. Er interessierte sich vor gut hundert Jahren dafür, was eine Gesellschaft zusammenhält, wenn ihre traditionellen Bindungen verloren gehen (und zwar durch die Arbeitsteilung des modernen Kapitalismus, davon handelte sein Buch von 1893). Durkheim vertrat das Ideal einer integrierten Gesellschaft, Desintegration war der negativ besetzte Gegenbegriff dazu. Insofern beruht der heutige normative Konsens über die Integration als Endziel der Flüchtlingspolitik auf einem sehr alten Begriffsverständnis.

### Die Hugenotten, die nach Preußen flohen, hatten dort Vertreter in Hof und Regierung

Zwei führende Soziologen des zwanzigsten Jahrhunderts, Talcott Parsons und Niklas Luhmann, entwickelten Begriff und Debatte weiter, indem sie Integration funktionalistisch betrachteten, als Inklusion verschiedener gesellschaftlicher Teilbereiche und Teilhabe an einem wirtschaftlichen und sozialen System. Das mag etwas abstrakt klingen, aber es kann zum Nachdenken anregen. Werden die Flüchtlinge, nachdem sie in Deutschland oder Österreich angekommen sind, tatsächlich in den Arbeitsmarkt, den Alltag der Mehrheitsgesellschaft und das politische System inkludiert? Oder hat spätestens mit der Neujahrsnacht in Köln eine schlechende Exklusion begonnen? Zwar war der Anteil der Deutschen und Österreicher, die sich 2015 für die „Willkommenskultur“ engagierten, mit bis zu zehn Prozent der Bevölkerung sehr hoch – hier zeigt sich der Unterschied zum postkommunistischen Europa, wo dieses zivilgesellschaftliche Engagement bei etwa einem Prozent verharrt (man kann es diesen Gesellschaften nicht einmal übel

nehmen; in Ungarn attackierte die eigene Regierung die Freiwilligen als Fluchthelfer, das schreckt von weiterem Engagement ab, die FPÖ argumentiert ähnlich aggressiv gegen die österreichischen „Gutmenschen“).

Aber statt einer Willkommenskultur, die auf einem schwammigen Kulturbegriff beruht, bedarf es nun durchdachter Integrationskonzepte. Historisch betrachtet bestimmten vier Dimensionen den Verlauf von Integration. Die rechtliche Gleichstellung (in Form grundlegender sozialer Rechte und/oder der Staatsbürgerschaft), die Ausstattung mit Wohnraum und das alltägliche Lebensumfeld, die berufliche Integration sowie schließlich, als höchste Stufe der Integration (sofern man diese in Stufen betrachten will, denn oft verläuft sie nicht als linearer Prozess) das Heiratsverhalten bzw. die Vermischung mit der Mehrheitsgesellschaft. Solange ein Großteil der Flüchtlinge im Lager sitzt und nicht einmal einen Antrag auf Asyl stellen darf, kann die Integration nicht beginnen. Das Lager ist der Antipode der Inklusion, es ist ein Symbol der Exklusion, das die lange Geschichte der Flüchtlinge im modernen Europa leider allzu oft begleitet hat.

Auf die Dauer noch wichtiger ist die bereits genannte Partizipation. Um die ist es nicht gut bestellt, so lange Flüchtlinge in erster Linie als Empfänger von Zuwendungen betrachtet werden, seien es staatliche Sozialleistungen oder gut gemeinte private Spenden, für die meist mit dem Bild elender und schicksalsergebener Flüchtlinge geworben wird. Zu diesen Bildern sei hier nur kurz angemerkt, dass syrische Flüchtlinge, die auf der Balkanroute nach Deutschland kamen, acht Staatsgrenzen und eine Entfernung von mehr als 4 000 Kilometern überwinden mussten. Inwieweit kann man die offensichtlich vorhandene Energie dieser Menschen für eine Integration mobilisieren? Wird die Aufnahmegesellschaft dies auch zulassen?

Sämtliche historischen Fälle, die heute als Beispiele einer gelungenen Integration gelten können, beruhen auf der Partizipation der Flüchtlinge. Als Ende des 17. Jahrhunderts 170 000 Hugenotten aus Frankreich flohen (fast 100 000 von ihnen über Frankfurt am Main, das damals etwa 30 000 Einwohner zählte – das kann man tatsächlich als Flüchtlingskrise bezeichnen), entsandten sie Vermittler oder beauftragten bereits emigrierte Interessensvertreter, um über die Bedingungen der Aufnahme und der Ansiedlung zu verhandeln. Der wichtigste aufnehmende Staat im Alten Reich, Brandenburg-Preußen, ließ es außerdem zu, dass die Hugenotten in der Regierung und am Hof repräsentiert wurden und dort eine eigene Verwaltungseinheit mit Sonderrechten bildeten (das Commissariat Français).

Ein weiteres Beispiel aus der europäischen Geschichte sind die Flüchtlinge und Vertriebenen in der Nachkriegszeit, die in der Bundesrepublik zeitweilig ein für ihre Angelegenheiten zuständiges Ministerium bekamen, hohe Regierungsräte bekleideten (in denen belastete Altnazis überworfen – das soll hier nicht verschwiegen werden) und ihre Interessen über eine eigene Lobby, die Vertriebenenverbände, verfolgen konnten.

Die Integration war also nicht nur zweiseitig, sondern beruhte in diesen beiden und etlichen anderen Fällen zudem auf Aushandlungsprozessen. Das war nicht zu-



Im April 2016: Vor den Containern einer Unterkunft für Flüchtlinge und Migranten in Berlin-Zehlendorf.

FOTO: GETTY IMAGES

letzt in jenen Phasen von Bedeutung, als die Integration nicht nach Wunsch verlief, stagnierte oder retardierte. So erfüllten sich die wirtschaftlichen Erwartungen der aufnehmenden Staaten an die Hugenotten nur bedingt, darüber waren beide Seiten enttäuscht. Aber über die Repräsentanten der Flüchtlinge konnte man sich über die jeweils aktuellen Probleme austauschen und diese leichter bewältigen.

Auch in der Nachkriegszeit wussten die Flüchtlingsorganisationen oft am besten, was gebraucht wurde, Wohnungen statt Behelfsunterkünfte, Arbeitsplätze, Kredite für Unternehmensgründungen, Schul- und Universitätsstipendien und andere

Maßnahmen, die zumindest der jungen und der nächsten Generation einen sozialen Aufstieg ermöglichten. Zugleich wäre ein solcher bi- und multilateraler Integrationsdiskurs eine Gelegenheit, die Vorstellungen und Werte der unterschiedlichen Flüchtlingsgruppen kennenzulernen (darunter die Israelfeindschaft, die etwa Syrer und Iraker seit der ersten Schulklasse durch die staatliche Propaganda eingebläut bekamen. Hier ist statt Integration grundlegende Aufklärungsarbeit gefordert).

Historische Erfahrungen aus lange zurückliegenden Perioden lassen sich nie direkt auf die Gegenwart übertragen, aber

was wissen wir heute über die Interessen der Flüchtlinge aus dem Nahen Osten? Haben sie eine Stimme in der öffentlichen Debatte? Können Sie an dem Integrationsgesetz mitwirken, das doch auf sie zugeschnitten sein soll? Vielleicht ist das auch gar nicht erwünscht, denn dann würde sich schnell herausstellen, dass zum Beispiel für die Integrationskurse, an denen eigentlich alle Asylbewerber teilnehmen sollten, im Jahr 2015 weniger als zehn Prozent der benötigten Plätze zur Verfügung stand (hier verspricht das Integrationsgesetz offenbar Besserung). Bei den Sprachkursen liegt das Problem ebenfalls im Angebot und nicht in der Nachfrage, die man selbstverständlich zur Pflicht erklären kann, etwa im Blick auf die Gewährung von Sozialleistungen. Doch die aufnehmende Gesellschaft müsste das dann ihrerseits als Verpflichtung verstehen und entsprechende Angebote bereitstellen.

### Zwangsassimilation im Befehlstone stößt bei den Betroffenen unweigerlich auf Skepsis

Überhaupt erscheint es ratsam, Integration als Angebot zu betrachten und den Begriff nicht mit Pflichten, Zwängen und Sanktionsdrohungen zu überfrachten, die in diesem Kontext fehl am Platz sind und anders kommuniziert oder umgesetzt werden können. Wenn Integration zu einer Chiffre für eine Zwangsassimilation verkommt und im Befehlstone eingefordert wird, muss man damit rechnen, dass sie bei den Betroffenen auf Skepsis stößt. Strafen kann man androhen, aber sie werden das Fernziel der Integration beschädigen, wenn sie damit in einen direkten Zusammenhang gebracht werden. Außerdem sind Drohungen letztlich nur Ausdruck der eigenen Unsicherheit, die auch die bereits ansässige Bevölkerung verängstigt und spaltet. Unter den Flüchtlingen, die gerade jetzt am Anfang bleibende Erfahrungen mit der Mehrheitsgesellschaft und ihrem Staat machen, können sie Tendenzen zur Abkapselung begünstigen und zur Herausbildung jener Parallelgesellschaften beitragen, die seit Jahren beschworen werden.

Man kann aus der Geschichte nicht leicht lernen, aber man zumindest die Wiederholung vergangener Fehler vermeiden. Dazu gehört, dass die Zwangsassimilation von Zuwanderern oder Minderheiten noch keinem modernen Staat gelungen ist, egal wie er organisiert war. Integration ist ein langfristiger Prozess, der oft erst im Wechsel der Generationen gelingt. Ein Schlüsselfaktor war stets die soziale Mobilität, die im Fall der deutschen Flüchtlinge und Vertriebenen durch den Lastenausgleich und andere Maßnahmen gefördert wurde. Die Chance (oder zumindest das Versprechen), sozial aufzusteigen, gehört zu den Erfolgsrezepten der klassischen Einwanderungsländer, das Versprechen wirkt aber seit einiger Zeit sogar in den USA nicht mehr so wie früher. Das liegt jedoch an Ursachen, die weit über die aktuelle „Flüchtlingskrise“ hinausgehen und die gesamte wirtschaftliche und politische Ordnung der westlichen Welt betreffen.

Philipp Ther ist Professor am Institut für Osteuropäische Geschichte der Universität Wien. Die Geschichte der Migration ist einer seiner Forschungsschwerpunkte.

### KURZKRITIK

## Paare, Migranten

### Cross-Gender-Wust: „Meteoriten“ am Berliner Gorki Theater

Am Berliner Maxim Gorki Theater verheddern sich wieder mal paarungsbereite Großstädter in ihren Gefühlen, diesmal in der Uraufführung des Stückes „Meteoriten“ von Sasha Marianna Salzmann. Damit das etwas interessanter und politischer als eine Beziehungskomödie im Vorabendform sehen wirkt, beschert ihnen die Dramatikerin interessante Herkunftsländer (Syrien! Israel! Russland!) und variantenreiche sexuelle Orientierungen (Schwule! Lesben! Transgender!). Cato (Mareike Beykirch) ist mit Üzüim (Thelma Buabeng) zusammen, eigentlich wäre sie lieber ein Mann, aber ihre Hormonbehandlung bekommt ihrer Beziehung gar nicht gut. Der Israeli Udi (Thomas Wodianka) liebt den Syrer Roy (Mehmet Atesci), und weil jüdisch-arabische und dazu noch schwule Paare in Berlin sehr in Mode sind, beweisen die beiden damit auf jeden Fall Trendbewusstsein. Nebenbei flirtet Roy mit Serösha (Dimitrij Schaad), der zwar nicht schwul ist, sich aber gerne anbaggert lässt. Damit auch er etwas zu erzählen hat, ist er Russe und hat einen Vater, der Offizier in der russischen Armee war und an Aids gestorben ist.

Leider entstehen aus diesen Versatzstücken weder Figuren noch eine Geschichte und erst recht kein Theaterstück, sondern nur ein Pappkameraden-Potpourri. Weil hier sämtliche Identitätskonstruktionen variabel sind, vielleicht auch nur zwecks kulturhistorischer Aufwertung und bildungsbürgerlicher Referenzrahmenerweiterung, sind den Beziehungs-, Selbstfindungs- und Geschlechterwirrnissen locker umgedichtete Passagen aus Ovids „Metamorphosen“ zwischengeschaltet, aber auch das kann den von Hakan Savaş Mican redlich inszenierten Abend nicht retten.

PETER LAUDENBACH

## Der Überflieger

So einen Rabbi hat die Welt noch nicht gesehen – der Dokumentarfilm „Rabbi Wolff“ von Britta Wauer



William Wolff lebt in England, arbeitet aber in Rostock und Schwedt. FOTO: SALZGEBER

ten, jedes Jahr, bei seinen britischen Freunden unterm geschmückten Tannenbaum. Die Zeitungsberge zu Hause werden einmal in der Woche von seiner Assistentin entsorgt, denn bis zum Alter von 50 Jahren war Wolff Journalist – und manchmal sogar zu Werner Höfers „Frühschoppen“ eingeladen.

Wer Rabbi Wolff sprechen will, muss Glück haben, ihn zu Hause in Großbritannien zu erwischen oder in einem seiner Büros in Mecklenburg-Vorpommern. Ein Handy besitzt er zwar, aber das liegt die meiste Zeit im Handschuhfach seines Autos. Manche bringt seine Unerreichbarkeit zum Wahnsinn, etwa den jüdischen Gemeindevorsteher in Rostock, der sich aufregt, weil der Rabbiner mehrere Termine

## Der Überflieger

So einen Rabbi hat die Welt noch nicht gesehen – der Dokumentarfilm „Rabbi Wolff“ von Britta Wauer



William Wolff lebt in England, arbeitet aber in Rostock und Schwedt. FOTO: SALZGEBER

an verschiedenen Orten zugesagt hat. Das kann passieren, wenn man ständig unterwegs ist und zwar im Anzug zwanzig Kugelschreiber mit sich herumträgt – aber dann doch vergisst, einen Termin einzutragen. Aber eigentlich kann ihm keiner böse sein.

Wolff ist ein sehr freier Mensch, erfüllt von einer geradezu buddhistischen Unabhängigkeit. „In meinem Alter gibt es eigentlich nur zwei Pflichten: Mich sauber zu halten und mich fit zu halten“, sagt er. Dazu gehört die jährliche Fastenkur. Der kleine, dünne Mann trinkt dann eine Woche lang nur Gemüsebrühe, weil „der Geist dann klarer ist und ich besser denken kann“.

Fit hält sich Wolff auch mit Wissensdrat. Morgens um 8 Uhr lernt er mit einer Privatlehrerin Russisch, um sich mit den

Juden aus Moskau und St. Petersburg, die jetzt in Mecklenburg-Vorpommern eine neue Heimat gefunden haben, zu verständigen. Aber eigentlich sind sie ihm auch ein bisschen fremd, weil sie christliche Bräuche zelebrieren.

Fit hält sich Wolff auch mit Yoga, seit 60 Jahren praktiziert er das, fast jeden Tag. Nur den Kopfstand, den hat ihm jetzt sein Arzt verboten. Leidenschaften pflegt er auch. Sein gesellschaftlicher Höhepunkt im Jahr: im Juni mit seiner besten Freundin zum Pferderennen nach Ascot zu

### Der Mann war Journalist, bis er eines Morgens erwachte und wusste: Ich muss Rabbi werden!

fahren. Dort wettet er dann sogar auch. Ihm sei wichtig im Leben, sagt er, „dass ich immer etwas mache, was mir Spaß macht. Und wenn ich empfinde, dass mir etwas keinen Spaß mehr macht, habe ich etwas Neues gefunden.“ So redet er, wenn man ihn fragt, wie einer nur so viel lachen kann.

Mit 50 Jahren hatte er keine Lust mehr, Politik-Chef des *Daily Mirror* zu sein, verkaufte seine Lebensversicherung und begann ein Rabbinerstudium. Es bleibt rätselhaft, was ihn zu diesem drastischen Schritt wirklich bewogen hat. Er sei eines Morgens aufgewacht und habe gewusst: „Das will ich machen!“ Nur er weiß, ob das schon die ganze Wahrheit ist.

Nicht alle waren erfreut über den plötzlichen Sinnes- und Lebenswandel. „Meine Mutter habe ich als Letzte darüber informiert. Sie war entsetzt gewesen.“ Sagt er – und lacht.

THORSTEN SCHMITZ

Rabbi Wolff, D 2016 – Regie, Buch, Produktion: Britta Wauer. Kamera: Kaspar Köpke. Schnitt: Berthold Baule. Musik: Karim Elias. Salzgeber, 95 Min.